

Eine Krise der Männlichkeit?

Militärische Männlichkeitskonstruktionen in Kriegstagebüchern österreichischer Soldaten im Ersten Weltkrieg

Sabine Viktoria Kofler

Einleitung

Ein wichtiges und nicht zu vergessendes Forschungsfeld in der regionalen Geschlechtergeschichte bildet die Männergeschichte. Eine inklusive Geschlechtergeschichte, welche Männer und Frauen gleichsam in der Geschichte betrachten sollte, forderte bereits Natalie Zemon Davis 1976 (Zemon Davis 1976, S. 90).

Die ersten »Men's Studies« gingen deshalb, wenig überraschend, aus der Neuen Frauenbewegung der 1970er-Jahre im angelsächsischen Raum hervor. Mit dem Aufkommen der »newer Men's Studies« wurden auch Kategorien wie Race, Klasse, Sexualität, Religion, Alter usw. einer Geschichte der Männlichkeiten hinzugefügt (Martschukat/Stieglitz 2008, S. 35–37). Etwas verzögert etablierte sich auch eine kritische Männerforschung im deutschsprachigen Raum. Die Historikern Ute Frevert war eine der ersten, die eine Untersuchungen von »Weiblichkeiten« und »Männlichkeiten« in einem historischen Kontext forderte (Martschukat/Stieglitz 2008, S. 29–30).

Ein bis heute noch bedeutendes Forschungsfeld bildet das Verhältnis von Männlichkeit und Militär in der Geschichte. Eine Vorreiterin für eine Öffnung der Geschlechtergeschichte hin zu geschlechtsspezifischen Themen bildet dabei ohne Zweifel die österreichische Historikerin Christa Hämmerle, die sich mit zahlreichen Arbeiten zur Erforschung von Männlichkeiten im Ersten Weltkrieg befasste (Hämmerle 2000; Hämmerle 2006).

Militär und Männlichkeit waren untrennbar miteinander verbunden. Richtungsweisende Arbeiten stammen aus der Feder von Ernst Hanisch (Hanisch 2005) und Monika Szczepaniak (Szczepaniak 2011) zur Untersuchung von militärischen Männlichkeiten im Ersten Weltkrieg.

Ein Begriff, der sich in der Männerforschung spätestens seit Raewyn Connell etabliert hat, ist das Prinzip der hegemonialen Männlichkeit. Hämmerle untersuchte die Verwendbarkeit dieses Prinzip für das k.u.k. Militär und stellte fest, dass es

zumindest vor dem Krieg in der Armee keine Vormachtstellung einer einzigen militarisierten Männlichkeitsvorstellung gab. Erst mit Ausbruch des Krieges setzte sich allmählich eine »idealisierte Verbindung von Männlichkeit und Militär bzw. militärischen Werten« in der Habsburgermonarchie durch (Hämmerle 2005, S. 118).

Das Zentenarium von 2014–2018 hat den Ersten Weltkrieg mit einer Reihe von Veranstaltungen, Ausstellungen und Aufarbeitung historischen Quellenmaterials sowie wissenschaftlichen Publikationen publikumswirksam in den Vordergrund der Forschung gestellt. In diesem Artikel wird der Fokus auf die Untersuchung und Analyse von Männlichkeitskonstruktionen deutsch-österreichischer Soldaten in ihren Kriegserinnerungen gelegt und stellt zwei zentrale Aspekte zur militärischen Männlichkeitskonstruktion in den Mittelpunkt, die miteinander verflochten sind:¹

1. Die neuen Kriegstechnologien und Waffen, die in den Schützengräben an der Ost- und Südfront Österreich-Ungarns zum Einsatz kamen, prägten die Kriegserfahrungen und das Selbstverständnis der Soldaten als »Krieger« in einem anonymisierten Kriegsgeschehen nachhaltig und grundlegend.

2. Ein weiterer besonders oft überlieferter Aspekt der Soldaten in ihren Erinnerungen bestand in den Auswirkungen des Kriegserlebnisses auf ihre Nerven und deren Widerstandskraft. »Nervöse« und damit unzuverlässige und »unmännliche« Krieger gefährdeten in großem Maße nicht nur die heimische Kriegspropaganda, sondern auch die typischen Männlichkeitsvorstellungen der Soldaten.

Der Erste Weltkrieg löste eine »Krise der Männlichkeit« aus, wenn auch der Begriff »Krise« impliziert, dass es vorher eine stabile, positive und »authentische« Männlichkeit gegeben hat, die in Krise geraten ist (Martschukat/Stieglitz 2008, S. 64). Die Antwort auf diese Krise waren neue soldatische Männlichkeitsentwürfe, verändert durch die harte Realität und Konsequenzen eines Krieges mit neuen Waffen, Technologien und Fronterfahrungen.

Private Aufzeichnungen und Selbstzeugnisse geben immer einen wertvollen Einblick in das einfache Soldatenleben und wurden in der Geschichtswissenschaft oft als Perspektive »von unten« einer offiziellen Geschichtsschreibung »von oben« entgegengesetzt (Mommsen 2002, S. 25–26). Ein Großteil der persönlichen Aufzeichnungen wurde für den privaten Gebrauch verfasst, lediglich ein kleinerer wurde mit dem Gedanken an eine spätere Publikation geschrieben (Epkenhans et al. 2006, S. 12–13). Die Autoren der hier untersuchten Tagebücher waren, ob sie nun nur für sich selbst oder für ein Publikum schrieben, immer von verschiedenen Faktoren und Einflüssen, wie das soziale Umfeld und die persönliche Erfahrungswelt geprägt, die sich in ihrer Themenwahl und gelegentlich auch in der

1 Dieser Artikel basiert auf meiner Masterarbeit »Jeder will als Held sterben...« Kriegserfahrungen und Männlichkeitskonstruktionen von österreichisch-ungarischen Soldaten im Ersten Weltkrieg an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck von 2018, online abrufbar <https://bibsearch.uibk.ac.at/AC15095727>.

(Selbst-)Zensur niederschlugen (Mertelseder/Wisthaler 2005, S. 68–69). Die hier untersuchten Quellen sind eine Auswahl aus privaten Tagebüchern und nach dem Krieg veröffentlichten Kriegsbüchern von Offizieren, die Teil der sehr populären Kriegserinnerungsliteratur der Zwischenkriegszeit waren.

Ein neuer Krieg

Ein aufmerksamer Beobachter seiner Zeit war der jüdisch-polnische Unternehmer, Publizist und Pazifist Ivan Bloch, der bereits 1898 prophezeite, dass sich der Charakter des Krieges aufgrund des Rüstungsniveaus der europäischen Staaten und der verheerenden Vernichtungskraft moderner Kriegswaffen im Vergleich zu vorherigen militärischen Auseinandersetzungen komplett verändert habe (Sapper 2008, S. 309–310). Ein zukünftiger Krieg zwischen zwei industrialisierten Nationen würde zu einer reinen Materialschlacht mit einem nie gekannten Aufwand an menschlichen und materiellen Ressourcen werden, den kein Staat auf längere Sicht imstande wäre, aufrecht zu erhalten.

Die allgemeine Hoffnung und Erwartung vieler Soldaten 1914 auf einen kurzen Krieg, der nur bis Weihnachten dauern würde, teilten Berufsoffiziere wie der Generalstabsoffizier Constantin Schneider² bei Kriegsausbruch mit Russland nicht. Er und Militärexperten erkannten, dass mit modernen Waffen, wie Artillerie, Maschinengewehre, Granaten usw., ein Krieg unweigerlich länger als nur ein paar Monate dauern würde (Schneider 2003, S. 30). In der Tat entwickelte sich der Krieg bald zu einem Stellungskrieg, in dem die Schützengräben zum charakteristischen Bild des Ersten Weltkriegs wurden.

Auch das äußere Bild des Soldaten veränderte sich unter dem Einfluss der neuen Waffentechnologien. Feldgraue Uniformen – im Unterschied zu den farbenfrohen Uniformen aus dem vorherigen Jahrhundert – sollten die Soldaten möglichst zu keinem leichten Ziel in der Landschaft machen. Der Stahlhelm – Symbolbild des Frontkämpfers schlechthin in der Nachkriegszeit – wurde ab 1915 für die europäischen Schlachtfelder entwickelt (Gross 2014a, S. 863). Der Erste Weltkrieg war Schauplatz für eine Reihe neuer und schon bestehender Technologien, die erstmals auch für den Krieg nutzbar und weiterentwickelt wurden. Vor allem die Waffen, Maschinengewehre, Geschütze und Kanonen wurden ständig weiter verbessert, während noch

2 Constantin Schneider (1889–1945) erlebte den gesamten Krieg zuerst an der Ost-, ab 1915 an der Südfront mit. Er geriet in italienische Kriegsgefangenschaft, die er bis 1919 in einem Lager bei Monte Cassino verbrachte. Sein während des Krieges geführtes Tagebuch nutzte er als Grundlage für seine Aufzeichnungen, die er in Gefangenschaft begann. Schneiders handschriftlich verfassten Erinnerungen wurden 2003 von Oskar Dohle kommentiert und herausgegeben.

relativ neue Entwicklungen, wie das Flugzeug, im Krieg einen Innovationsschub erhielten (Matis 2014, S. 27). Die sich oft rasch verändernde Situation an der Front erforderte den Ausbau der Telegraf- und Telefontechnik im Krieg. Schneider erlebte als Nachrichtenoffizier an der Ostfront diese Entwicklung mit: »Die Ereignisse liefen einfach zu schnell ab, um vom Pferde aus beherrscht werden zu können. Damit begann das Telefon seine unbeschränkte Herrschaft« (Schneider 2003, S. 76). Eine völlig neue Erscheinung war der Tank.³ Die Idee eines gepanzerten Fahrzeuges in der Habsburgermonarchie war vor dem Krieg nicht neu (Matis 2014, S. 33), aber erst die Briten entschlossen sich 1916 in Massenproduktion solche Tanks auf die Schlachtfelder zu schicken (Gross 2014b, S. 917). Das Erscheinen dieser unbekannt, bewaffneten und gepanzerten Fahrzeuge, denen die Soldaten kaum etwas entgegensetzen konnten, löste regelmäßig Furcht und Panik bei den Männern aus. Josef Werner⁴ berichtet in seinem Tagebuch von der Südfront über das Auftauchen eines solchen stählernen Ungetüms, der in den eigenen Reihen eine Panik verursachte: »Die Italiener fühlen sich der moralischen Wirkung so sicher, dass der Tank mit offenen Türen heranrollt« (Werner 2014, S. 115).

Eine weitere Neuerscheinung verbreitete unter den Soldaten Angst und Schrecken: der Flammenwerfer. Die Entwicklung dieser Waffe fand schon vor Kriegsausbruch in Deutschland statt, hatte ihren ersten Einsatz 1916 vor Verdun und wurde in der Folge auch von den alliierten Streitmächten übernommen. Der Flammenwerfer stellte sich als eine der gefürchtetsten und wirksamsten Waffen im Nahkampf in den Schützengräben heraus (Gross 2014c, S. 489). Die Wirkung unter den Soldaten war demoralisierend, wie Schneider von der Südfront schilderte: »Grausam haben damals besonders die italienischen Flammenwerfer gewütet und ganze Abteilungen verbrannt« (Schneider 2003, S. 408).

Es gab keine, wie aus vorherigen Kriegen bekannten, alles entscheidende Schlachten mehr, keine heldenhaften Kämpfe Mann-gegen-Mann. Die Soldaten fanden sich in der brutalen Realität eines Massen- und Materialkampfes wieder. Hier herrschte nun ein Kampf Mensch gegen Maschine. Der einzelne Soldat konnte wenig bis gar nichts bewirken, war lediglich ein kleines Rädchen im Getriebe der großen Kriegsmaschinerie.

3 Ursprünglich als Tarnbezeichnung wegen seiner Ähnlichkeit mit einem Wassertank wurde Tank bald auch im deutschsprachigen Raum zum üblichen Begriff für einen gepanzerten Kampfwagen.

4 Über das Leben des Salzburger Josef Werner, der als Einjährig-Freiwilliger zuerst an die Ostfront nach Rumänien und später an die Südfront am Piave kam, ist nicht viel bekannt. Seine Aufzeichnungen umfassen den Zeitraum vom 10. Mai 1916–15. November 1918. Im Oktober 1971 kehrte er im Urlaub an die früheren Kriegsschauplätze im Süden zurück. Harald Gredler gab das Kriegstagebuch von Josef Werner 2014 im Österreichischen Milizverband heraus.

Abbildung 1: Ungewohnter Anblick auf den Schlachtfeldern: Britische Mark V Tanks 1918 © Wikimedia Commons.



Otto Gallian⁵ fasste diese Hilflosigkeit passend in seinen Kriegserinnerungen zusammen:

»[...] Und darunter Hunderte, ja Tausende, die der Krieg gebrochen oder vernichtet, ehe sie den Feind zu Angesicht bekommen, die oft Monate hindurch gleichsam nicht gegen ebenbürtige Menschen, vielmehr gegen ein unfaßbares, in irr-sinniger Zerstörungswut hereinbrechendes Element ankämpfen, gegen nieder-sausende Granaten und Schrapnelle, über die Landschaft hinwegpeitschende Maschinengewehr-Garben, über die feurige Pest von Flammenwerfern und träge dahin-ziehenden Gasschwaden, denen sie hilflos und ohnmächtig gegenüberstehen.«
(Gallian 1934, S. 65)

5 Leutnant Otto Gallian (1896–1940) war Verfasser einer Reihe von äußerst populären Kriegsbüchern in den 1930er-Jahren. Sein autobiographisches Werk »Monte Asolone 1918« berichtet von seinen Kriegserlebnissen an der Südfront und seiner anschließenden Gefangenschaft, sowie seiner Flucht und Heimkehr 1919. Nach dem Krieg schloss er sich der österreichischen NSDAP an, floh nach deren Verbot nach Deutschland, wurde dort SA-Führer und starb im Zweiten Weltkrieg im Rang eines Hauptmannes in den Ardennen.

Beispielhaft für diesen Kampf gegen einen unvorhersehbaren und unsichtbaren Gegner bildete der Gaskrieg, der zwar laut Haager Landkriegsordnung von 1907 untersagt war, die kriegführenden Staaten im Ersten Weltkrieg allerdings nicht daran hinderte, verschiedene Giftgase zu entwickeln und einzusetzen. Der Beschuss mit Gasgranaten wirkte besonders demoralisierend auf die Soldaten, da dieser schleichende oft geruchlose und unsichtbare Tod zu zahlreichen Verlusten führte. Den psychischen Schrecken eines solchen Angriffes schilderte wiederum Gallian sehr eindringlich:

»Plötzlich Geschrei, Lärm, Hilferufe, Granaten sausen, ich ringe nach Atem... »Gas! Gas!« [...] Nun fange ich selbst erbärmlich zu husten an, ringe nach Luft – bin nahe daran, zu erbrechen, will schon die Maske herunterreißen – der sichere Tod [...] mit dem Aufwand aller Willenskraft, ruhig zu atmen; die Lunge droht zu zerspringen, ich kämpfe verzweifelt mit dem lebensgefährlichen Hustenreiz – aber es geht.«
(Gallian 1934, S. 23)

Der psychologische Effekt eines Gasangriffes war Grund genug, diese Art von Kriegsführung in den späteren Kriegsjahren hauptsächlich als Demoralisierung des Gegners vorzunehmen (Müller 2014, S. 520).

Diesem unsichtbaren, anonymen und bedrückenden Tod am Boden konnten hingegen einige ausgewählte Soldaten in der Luft entgehen.

Der Luftkrieg

Die Luftfahrttechnik stand zu Beginn des Krieges noch in ihren Anfängen. Seit dem ersten motorisierten Flug der Gebrüder Wright im Dezember 1903 waren knapp zehn Jahre vergangen. Die österreichisch-ungarische Heeresverwaltung hegte eine skeptische und zögerliche Haltung gegenüber der neuen Flugzeugtechnik und konzentrierte sich vor Kriegsausbruch auf den Ausbau ihrer Luftschiff- und Ballontruppen (Révész 2014, S. 99–100). Zu Kriegsbeginn gab es deshalb noch kaum konkrete Konzepte für einen Luftkrieg und den Einsatz von Flugzeugen (Resch 2014, S. 73–75). Früh schon erkannte das Militär jedoch die Möglichkeit, Flugzeuge zur Aufklärung und Beobachtung des Feindes einzusetzen. Die Weiterentwicklung der Flugzeuge schritt im Laufe des Krieges weiter voran, und es bildeten sich ab 1915 schon bald eigene Flugzeugtypen für ihre jeweiligen Aufgaben, wie Aufklärer-, Bomber- und Jägerflugzeuge (Marschik 2002, S. 125). Auch zur Leitung des eigenen Artilleriefeuers, des sogenannten »Radioschießens«, eigneten sich die Flugzeuge hervorragend (Blasi/Tötschinger 2017, S. 23).

Der Krieg erreichte nun zunehmend auch die dritte Dimension. Besonders die Luftkämpfe einzelner Piloten waren für die Soldaten am Boden aufregende und fas-

zinierende Spektakel, wie Josef Wegl⁶ mehrmals in seinen Aufzeichnungen festhielt: »Heute vorm.[ittag] gab es ein aufregendes Schauspiel. Unser Flieger verfolgte einen feindlichen Äroplan, der schleunigst Reißaus nahm« (Wegl 2015, S. 111).

Die Jagd- und Kampfflieger gaben für die Soldaten am Boden meist ein fesselndes Erlebnis ab, wie Wegl in einem weiteren Eintrag festhielt: »Vormitt.[ags] gibt es ein interessantes Schauspiel in den Lüften: 4 Flieger kreuzen in der Luft und machen aufeinander Jagd. Sie beschießen sich mit Maschinengewehren« (Wegl 2015, S. 159). blieb der Krieg in den Schützengräben oft monoton, bot der Luftkrieg den Soldaten zuweilen Ablenkung und Unterhaltung, wie Wegl anmerkte: »Im Lager geht es eintönig weiter. Nur die Flieger bringen einige Abwechslung« (Wegl 2015, S. 159).

Die Entwicklung des Kampf-Einsitzer-Flugzeugs ermöglichte es den Kampfpiloten nun »heldenhafte« Einzelkämpfe als aufregende Luftduelle auszutragen. Einzelne Männer konnten somit sichtbare Erfolge – meist vor staunendem Publikum – im Kriegsgeschehen vorweisen und stachen aus der Masse der anonymen Soldaten hervor (Schüler-Springorum 2002, S. 208–211). Ein neuer Heldentypus, das »Fliegerass«, war geboren. Im Gegensatz zum anonymen Massensterben der einfachen Soldaten am Boden kämpften in den Luftstreitkräften charismatische Persönlichkeiten, welche vor allem die Kriegspropaganda für sich zu nutzen wussten und mit denen der Krieg seine mythisch-romantisierten Helden zurückerlangte (Esposito 2006, S. 73–80). Es entwickelte sich ein wahrer Kult um die Weltkriegsflieger, die Namen Manfred von Richthofen, bekannt als der »Rote Baron«, Oswald Boelcke und Max Immelmann als »Ritter der Lüfte« sind vielen noch heute ein Begriff. Auch Österreich-Ungarn hatte seine Fliegerasse, wie Godwin Brumowski, Julius Arigi oder der Marineflieger Gottfried Freiherr von Banfield, bekannt als der »Adler von Triest«, der als einziger Pilot die höchste Auszeichnung der Monarchie, das Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresien Ordens, erhielt (Blasi und Tötschinger 2017, S. 36). Respekt und Bewunderung gab es sogar für die feindlichen Piloten, in Werners Worten »mutige Angreifer« (Werner 2014, S. 132).

6 Josef Wegl (1873–1953) stammte aus Niederösterreich, war von Beruf Lehrer und verbrachte den Krieg als Rechnungsunteroffizier bei verschiedenen Arbeiterkompanien. Seine Kriegsaufzeichnungen über seine Erlebnisse an der Südfront umfassen den Zeitraum von Mai 1915 bis September 1916 und wurden von Maria Schiffinger 2015 herausgegeben.

Abbildung 2: Österreich-Ungarns erfolgreichster Jagdflieger Godwin Bromowski © Wikimedia Commons.



Die Soldaten konnten diese Flieger als Projektionsfläche für soldatische Männlichkeitsideale hervorragend nutzen. Der Pilot, meist auch aus der Offiziersklasse stammend, der einen »ritterlichen« Wettkampf mit seinem Gegner in der Luft ausfocht, entsprach vielen männlichen Erwartungen an den Krieg (Esposito 2006, S. 79). Eine neue Fiktion des Einzelkämpfers entstand, der durch seine persönliche Leistung die neuartige Waffe beherrschte und sich nicht der Technik hilflos ausgeliefert fühlen musste. Die Unantastbarkeit und fast Unverletzbarkeit der Flieger vom Boden aus erkannte auch Fritz Kreisler⁷ an der Ostfront, der berichtete, dass

7 Fritz Kreisler (1875–1962) war ein bekannter jüdischer Wiener Violinist und Komponist, der 1914 als Reserveoffizier an die Ostfront einrückte und nach einer Verletzung im September

das Schießen auf die Flieger verboten war, »da das äußerst schwierige, beinahe senkrechte Zielen wenig Erfolg versprach, abgesehen von der Gefahr, dass die Kugeln wieder auf uns zurückfallen konnten« (Kreisler 2015, S. 48). Dieselbe Erfahrung musste auch Josef Wegl an der Südfront machen: »Um 9h sind die Flieger da, auch wir ergreifen unsere Flinten u.[nd] pfeffern hinauf, was das Zeug hält, natürlich ohne Erfolg« (Wegl 2015, S. 157).

Das Bild vom »ritterlichen« Piloten, der seine Gegner in einem ehrenhaften Duell zur Landung und Gefangennahme zwang – wie es kurz nach Kriegsausbruch stattfand – entsprach besonders ab der zweiten Hälfte des Krieges schon lange nicht mehr der Realität des Luftkrieges (Schüler-Springorum 2002, S. 217). Duelle zwischen einzelnen Jagdfliegern waren aus strategisch-militärischer Sicht nicht zielführend, denn vorwiegend galt es, den Gegner, selbst wenn es sich um unbewaffnete Beobachtungs- oder Aufklärungsflugzeuge handelte, abzuschießen (Schilling 2002, S. 267). Die brutalen und an Heftigkeit zunehmenden Kämpfe blieben auch den Soldaten am Boden nicht verborgen, wie Erich Mayr⁸ im Sommer 1918 berichtete:

»Mittags wurden im Luftkampfe zwei eigene Flieger abgeschossen, die brennend und eine lange Rauchsäule nach sich ziehend aus einer Höhe von 1.500-2.000 m unweit unseres Übungsplatzes in Barcola niederstürzten. Es war ein grausiges Schauspiel, zu sehen wie der Flieger aus dem brennenden Flugzeug sprang u.[nd] dieser [sic!] im Todesflug folgte.«

(Mayr 2013, S. 367)

Anstatt Faszination und Bewunderung löste der Anblick von feindlichen Fliegern nun lähmende Furcht und Hilflosigkeit aus, die ihre Angriffe auf die Soldaten am

1914 aus dem Kriegsdienst ausschied. Er übersiedelte noch im selben Jahr nach New York und verfasste dort auf Drängen eines amerikanischen Verlegers 1915 seine Erinnerungen an den Krieg im Osten »Four Weeks in the Trenches – the War Story of a Violinist«. 2015 wurden seine Erzählungen ins Deutsche übersetzt und von Clemens Hellsberg und Oliver Rathkolb kommentiert.

8 Erich Mayr (1890–1965) stammte aus Brixen und hielt in seinen vier Tagebüchern seine Militärzeit, beginnend mit seinem Wehrdienst 1913 bis zur Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft 1920, fest. Als Einjährig-Freiwilliger wurde er zu Kriegsbeginn eingezogen, gelangte an die Ostfront und im Juli 1915 an die Südfront, wurde dort verletzt und war bis Juli 1918 in Krems (Niederösterreich) stationiert. Erst kurz vor Kriegsende wurde er wieder an die Südfront berufen und geriet in Kriegsgefangenschaft, aus der er im Januar 1920 zurückkehrte. 2013 wurden seine handschriftlichen Aufzeichnungen von Isabella Brandauer herausgegeben.

Boden konzentrierten. Josef Pölzleitner⁹, der mehrmals Ziel von Luftangriffen wurde, schilderte diese Erfahrung in seinen später abgefassten Kriegserinnerungen:

»Plötzlich hören wir das Motorgeräusch knapp über uns. Die Flieger kommen ganz niedrig von seitwärts heran. Im nächsten Augenblick sind sie schon da. Kaum dreißig Meter über uns. Ihre Kugeln prasseln nieder, zwischen die arbeitenden Leute hinein. Links und rechts staubt es auf. Wir vernehmen nicht den Maschinengewehrlärm im mächtigen Rattern des Motors und Surren des Propellers. In ein Loch gedrückt, in qualvollster Hilflosigkeit, erwarte ich das Ende, und denke nicht daran, daß ein Gewehr neben mir lehnt. Da ist schon der zweite Flieger über uns, und der dritte. Dann ist die wilde Jagd vorbei.«

(Pölzleitner 1934, S. 296)

Abbildung 3: Godwin Brumowski (links) vor seiner Albatros D III neben dem »Fliegerass« Frank Linke-Crawford am Flugfeld Torresella 1917 © Wikimedia Commons.



Von ritterlich-heroischen Duellen in der Luft war hier keine Rede mehr. Der Luftkrieg selbst wurde zu einem Material- und Massenkrieg ausgeweitet. Anstatt Einzelflieger flogen ganze Geschwader oder Fliegerstaffeln gegen die Feinde. Keine Einzelkämpfe gegen ebenbürtige Gegner, sondern Taktik und Strategie, um den Gegner den größtmöglichen Schaden zuzufügen, hatten nun Vorrang (Esposito 2006, S. 81).

9 Josef Pölzleitner (1880–1961), von Beruf Lehrer, beschrieb in seinen ersten Kriegserinnerungen »Landsturm im Hochgebirge« 1929 noch im Stile der Regimentstagebücher, die Kriegseinsätze des Landsturmataillons, dem er als Offizier angehörte. Erst in seinem zweiten Buch »Berge wurden Burgen« von 1934 beschrieb er die Kriegserlebnisse aus einer persönlicheren Sichtweise.

Die Habsburgermonarchie war in der Flugzeugproduktion den alliierten Gegnern drastisch unterlegen. Die italienische Armee allein besaß doppelt so viele Flugzeuge wie die k.u.k. Luftstreitkräfte (Resch 2014, S. 94). Dieses diskrepante Machtverhältnis erkannten auch Soldaten wie Pölzleitner, wenn er anmerkte, dass die gegnerischen Piloten zwar nicht an »heldischen Geist« überlegen waren, dafür aber an »Zahl und Material« (Pölzleitner 1934, S. 245). Die verstärkten Fliegerangriffe und Bombardierungen auf das österreichische Hinterland ließen auch Erich Mayr kritisch fragen: »[...] wo bleiben unsere Fliegerhelden u.[nd] unsere Abwehrmaßnahmen?« (Mayr 2013, S. 372).

Diese zunehmende Hilflosigkeit gegenüber einem überlegenen Gegner, der mit »zielsicheren Mordwerkzeugen« (Schneider 2003, S. 594) die eigenen wehrlosen Reihen angriff, beschleunigte die Desillusionierung vieler Soldaten, die in diesem industrialisierten Massenkrieg vielmehr als »Objekte«, als bloßes »Kriegsmaterial« behandelt wurden.

Prägendes Beispiel für das kollektive Kriegserlebnis vieler Soldaten und das Gefühl der vollkommenen Auslieferung an moderne Kriegswaffen bildete dabei der Einsatz der Artillerie.

Die Artillerie

Das Maschinengewehr und die Artillerie waren beherrschend für das Fronterlebnis vieler Soldaten. Wie keine andere Waffe entwickelte sich die Artillerie zu einem kriegsentscheidenden Faktor im Kampfgeschehen. Hauptaufgabe der Artillerie bestand darin, den Weg für die eigenen Truppen freizuschießen, feindliche Stellungen auszuschalten und gegnerische Infanterieangriffe abzuwehren (Storz 2014, S. 346). Doch wie schon bei der Flugzeugtechnik hatte es die österreichische Heeresleitung vorab versäumt, die eigene Artillerietechnik zu modernisieren und war auch in quantitativer Hinsicht den Gegnern weit unterlegen (Matis 2014, S. 34). Trotz Nachrüstungen und Ausbau der Waffenproduktion während der Kriegsjahre konnte den gesamten Krieg hindurch zahlenmäßig nie der benötigte Produktionsstand erreicht werden (Storz 2014, S. 346).

Für viele Soldaten, die nie zuvor auf einem solchen Schlachtfeld gekämpft hatten, war die erste Begegnung mit diesen Waffen ein regelrechter Schock. Nicht umsonst stellte der erste Beschuss mit Trommelfeuer, auch »Feuertaufe« genannt, für viele Männer ein jähes Erwachen und Ernüchterung über die brutale Kriegsrealität dar.

Josef Pölzleitner schilderte in seinen Kriegserlebnissen sein erstes Trommelfeuer mit all seinen Schrecken:

»Herr im Himmel! Solch Feuer hatte ich noch nie erlebt. In jeder Sekunde einige Einschläge. Die einzelnen Explosionen waren nicht mehr zu unterscheiden, nur die ganz schweren konnten sich noch bemerkbar machen. Es war ein ununterbrochenes Rollen und Krachen, Pfeifen und Wimmern. Und wir saßen mitten drin, mit bleichen Wangen, stieren Augen, zitternden Händen. Dieses furchtbare Zuhören! Wahnsinnig könnte man werden!«

(Pölzleitner 1934, S. 134)

Das dichte Artilleriefeuer, das sich gleich einer Feuerwalze über die Front bewegte, das sogenannte Sperrfeuer, erlebte auch Josef Werner an der italienischen Front mit. Als inmitten seiner Gruppe eine Granate einschlug, berichtete er: »Noch unter dem Eindruck der fürchterlichen Feuerwalze, die über uns hinweg gegangen, vermag ich noch keine Worte zu finden, mein Entsetzen zu schildern« (Werner 2014, S. 112). Auch bei Gallian waren die Nerven während eines Granatenbeschusses »zum Reisen gespannt« (Gallian 1934, S. 13). Für Fritz Kreisler, der die ersten stundenlangen Artillerieduelle des Krieges an der Ostfront miterlebte, war »das unaufhörliche Grollen, Krachen und Bersten der Granaten beinahe unerträglich für unsere Nerven geworden« (Kreisler 2015, S. 68).

Besonders der Einsatz solcher Waffen im Gebirge erreichte eine ganz andere Dimension, als etwa auf den Schlachtfeldern der West- und Ostfront. Nicht nur die Granaten waren verheerend, sondern auch Splitter und Felsstürze, die durch den Artilleriebeschuss ausgelöst wurden. Pölzleitner schilderte eindrucksvoll einen solchen Beschuss seines Schützengrabens am Kleinen Lagazuoi:

»Eine ungeheure Felswand schien niederzubrechen, überschüttete uns mit allen Schauern des Grauens. Wie wenn die Erde geborsten wäre. Splitter schwirrten über uns hinweg. Ich saß zusammengekauert hinter dem Felsblock. Da rückte die zweite Einundzwanzig-Zentimeter-Granate an. Die Erde erzitterte wieder. Ein Getöse ohnegleichen, vom Echo noch verstärkt. [...] Und so gings nun Schlag auf Schlag. Mit bleichen Wangen warteten wir und warteten. So hatte ich mir in angstvollen Stunden den Krieg vorgestellt. Felsblöcke verschwanden, wurden von der furchtbaren Kraft zermalmt, Splitter surrten, kamen von vorne und hinten, von links und rechts, gellten mit schaurigem Gepfeife durch die Luft.«

(Pölzleitner 1934, S. 35)

Auch im Karstgebirge konnte Hans Pölzer¹⁰ die entsetzlichen Auswirkungen eines solchen Beschusses miterleben:

»Das war kein Krach wie ein einzelner Schlag, das klang wie eine Salve von tausend Geschützen. Dann folgten die ersten Steinlawinen, die sich loslösten. Achthundert Meter von der Einschlagstelle einer solchen Riesenbombe weg kamen noch schwere Verwundungen durch Steinschlag vor!«

(Pölzer 1993, S. 32)

Viele Männer versuchten in ihren Erinnerungen die Wirkung eines solchen »Stahlgewitters« auch sprachlich zu erfassen. Dabei wurde vielfach von einem »ununterbrochenen Geprassel, Gekrache, Geheule« und einem »wahnsinnigen Brüllen« gesprochen (Pölzer 1993, S. 11). Die Artillerie bekam dabei häufig übernatürliche und übermenschliche Züge (Habeck 2002, S. 105). Das fand auch Pölzer, der die Geräusche der herannahenden Geschosse ähnlich dem »Heulen und Sausen von hunderttausend Teufeln« wahrnahm (Pölzer 1993, S. 33). Geschützfeuer, das »wie irrsinnig zu trommeln« beginnt, ließ bei Gallian die apokalyptische Vorstellung entstehen »als wäre das Jüngste Gericht herangebrochen« (Gallian 1934, S. 14).

Vielfach wurden auch Vergleiche und Metaphern zu Naturgewalten hergestellt, um die Eindrücke fassbar zu machen. Gallian sprach etwa von einem »Sausen und Heulen, das sich gleich einer ungeheuren Sturzflut nähert« und von einem »orkanartigen Trommelfeuer« (Gallian 1934, S. 12). Diese zerstörerischen Waffen wurden von den Soldaten meist als unmenschlich und unkontrollierbar empfunden. Indem die Soldaten die Waffen und Geschosse mit Dingen aus ihrem normalen Vorkriegsleben verglichen, konnten sie das Fremde und Bedrohliche vertrauter machen und damit besser umgehen (Habeck 2002, S. 106). Insgesamt erzeugte diese Feuer- und Vernichtungskraft der Artillerie bei den Soldaten das Gefühl der modernen Kriegstechnik vollständig ausgeliefert zu sein. Der nicht vorhersehbare und unkontrollierbare Tod hatte eine demoralisierende und bedrückende Wirkung auf die Soldaten. Eindrucksvoll schilderte dies Pölzleitner nach seinem ersten Kontakt mit dem italienischen Geschützfeuer:

»Ich litt unsäglich unter diesen ersten Beschießungen, fürchtete aber nicht so sehr den Tod. Doch das hilflose, qualvolle Ausharren, dies zermürbende Gefühl grenzenloser Verlassenheit griff ins Herz, brachte mich fast zur Verzweiflung.«

(Pölzleitner 1934, S. 41)

10 1993 erschien im Österreichischen Milizverlag ein 30 Seiten langes Manuskript über drei Tage der vierten Isonzoschlacht von Hans Pölzer (1894–1917), die er eindrucksvoll schilderte. Pölzer hielt seine Erlebnisse als Rekrut und Frontkämpfer in Russland und Italien in weiteren Tagebüchern fest, hatte großes musikalisches und schriftstellerisches Talent, verstarb allerdings in der zwölften Isonzoschlacht.

Die wirkungsvolle und zerstörerische Schlagkraft der Artillerie, sei es physischer oder psychischer Natur, rechtfertigte für das Armeeoberkommando einen stetigen Ausbau dieser Waffengattung und war wesentlich für die Entwicklung des Krieges hin zu einer reinen Massen- und Materialschlacht. Die Anforderungen eines solchen modernen industrialisierten Krieges an den Körper und die Psyche der Männer waren ein großes Thema in den Kriegserinnerungen vieler Soldaten und manifestierten sich in den »nervösen« und »hysterischen« Soldaten.

Ein Krieg der Nerven

Die Frage, ob die Männer des »nervösen Zeitalters« für einen Krieg gerüstet waren, stellten sich schon viele deutsche Ärzte bereits vor dem Krieg. Die starke Zunahme von Nervenerkrankungen und die Überfüllung von öffentlichen und privaten Irrenanstalten in den Jahren vor Kriegsausbruch, ließen bei vielen Zweifel aufkommen, ob die Bevölkerung den brutalen Ansprüchen eines modernen Krieges überhaupt standhalten konnte (Lerner 1996, S. 88). Das Krankheitsbild der »Neurasthenie«, der schwachen und kraftlosen Nerven, hatte sich seit Ende des 19. Jahrhunderts in ganz Europa verbreitet (Radkau 1998, S. 11) und wurde gar zur Modekrankheit der Bildungs- und Oberschicht (Ulrich 1992, S. 172–173).

Noch vor Kriegsausbruch und während der ersten Kriegswochen vertraten sogar einige Ärzte die Vorstellung, der Krieg wäre die ideale Lösung für so manches Nervenleiden. Der Aufenthalt an der frischen Luft und in der freien Natur, sowie das Feldleben hätten heilende Einflüsse auf Geist und Körper (Lerner 1996, S. 89). Diese Ansicht teilte auch Fritz Kreisler, als er 1914 an die Ostfront kam: »Im Feld scheinen alle neurotischen Symptome wie durch Zauberhand verschwunden, das ganze System ist mit Energie und Vitalität geladen« (Kreisler 2015, S. 77). Diesen Heileffekt entdeckte Kreisler hauptsächlich im »Leben an der freien Luft mit seinen simplen Regeln, befreit von all den komplexen Anforderungen, welche die Gesetze der Gesellschaft stellen [...]« (Kreisler 2015, S. 77–78).

Eine ganz andere Erfahrung hingegen machte Constantin Schneider, ebenfalls in den ersten Kriegstagen an der Ostfront:

»Mancher Kommandant, der im Frieden als sehr tüchtig galt, hatte sich im Kampfe als unfähig erwiesen, hatte einfach seine Nerven beim ersten Schuß verloren, mußte die Front verlassen. Die ersten Schüsse raubten überhaupt vielen die Besinnung, selbst unter den Jungen gingen viele herum, denen die Todesangst entstellend in die Gesichtszüge gegraben war.«

(Schneider 2003, S. 79)

Die Diagnosen und Therapiemethoden zu den nervlichen Erkrankungen unterschieden sich im Habsburgerreich erheblich. Es herrschte keine allgemein gültige Erkenntnislage zu den psychischen Krankheitsbildern, die der Krieg den Soldaten auferlegte. Die Ärzte in der k.u.k. Monarchie, sowie in anderen kriegführenden Ländern waren bald mit dem Massenphänomen von psychischen Erkrankungen konfrontiert, auf die sie mit den verschiedensten Heilpraktiken und Therapien, zum Teil mit unterschiedlichem Erfolg, reagierte (Hofer 2006, S. 314–315).

Schätzungen zufolge galten während des Ersten Weltkrieges 800.000 bis zu einer Million Soldaten in allen kriegführenden Ländern als »psychisch versehrt«. Für Österreich-Ungarn ergibt sich dabei eine Zahl von ca. 200.000 Soldaten, wenn nicht sogar mehr, bei denen die Diagnose »Kriegsneurose« oder »Kriegshysterie« lautete (Michl/Plamper 2009, S. 213).

Abbildung 4: Der Krieg bekommt ein neues Gesicht: Soldaten mit Gasmasken und Maschinengewehr 1916 © Wikimedia Commons.



Der Begriff »Kriegsneurose« fand zwar schon vor 1914 Eingang in medizinische Fachaufsätze, verbreitete sich aber erst während des Krieges in großem Umfang. Dabei blieb seine Definition äußerst vage und eignete sich deshalb gut als Sammelbegriff für »kriegsbedingte, nichtorganische Krankheiten der Psyche und des Nervensystems« (Hofer 2006, S. 310). Die Begriffe »Kriegsneurose« und »Kriegshysterie« wurden im medizinischen Diskurs oft auch synonym verwendet (Malleier 1996, S. 150).

Geschlechtsspezifische Aspekte und Vorurteile fanden ebenso Eingang in die Diagnosen der Ärzte. So war zwar die »Neurasthenie« vor dem Krieg hauptsächlich eine Erscheinung unter Männern der Bildungs- und Oberschicht, die »Hysterie« wurde jedoch fast ausnahmslos als eine »weibliche« Krankheit verstanden (Leidinger und Moritz 2013, S. 159; Lerner 1996, S. 95).

Die bekanntesten Symptome einer Kriegsneurose waren jene der Bewegungsstörungen. Darunter fielen zum einen die »Kriegszitterer«, deren Anblick zur »Ikonomie des Krieges« (Hofer 2006, S. 318) schlechthin wurde. Gehstörungen, teilweise oder vollständige Lähmungen fielen auch in diese Kategorie. Der Mutismus, der »psychogene Stimmverlust«, trat ebenso häufig auf. Der sogenannte »Granatschock« warf seinerzeit unter Ärzten viele Fragen auf, denn der traumatisierte Soldat blieb äußerlich meist unverletzt, und so bildeten sich unterschiedliche Meinungen, ob der Auslöser dafür eine physische Verletzung, ein psychisches Trauma oder beides war (Biwald 2002, S. 583; Malleier 1996, S. 151–152). Angstanfälle, Depressionen oder unkontrollierte Gewaltausbrüche bezeichnete der Wiener Stabsarzt und Psychiater Erwin Stransky (1877–1962) als »Kriegsknall« (Malleier 1996, S. 152).

Weitere Symptome der »Kriegshysterie« waren ein zeitlich mehr oder weniger begrenzter Gedächtnis- und Sprachverlust und ein als »Gansersyndrom« bekannter sonderbarer Dämmerzustand des Soldaten, welcher bei vielen Ärzten als besonders simulationsverdächtig galt (Malleier 1996, S. 152–153; Biwald 2002, S. 583).

Die Frage nach den Auslösern und Ursachen für die Kriegsneurosen wurde ebenfalls diskutiert. Den Krieg als alleinigen Auslöser für nervliche Zusammenbrüche von Soldaten konnten oder wollten einige Ärzte nicht miteinander in Verbindung bringen, denn das hätte für die Betroffenen einen Anspruch auf eine Kriegsinvalidenrente bedeutet (Malleier 1996, S. 151; Biwald 2002, S. 582).

War es in den ersten Kriegsmonaten noch üblich, die Erkrankten vom Dienst freizustellen und sie mit einer Invalidenrente zu entschädigen, änderte sich das im Kriegsverlauf mit der massiven Zunahme von psychisch erkrankten Soldaten (Lerner 1996, S. 99). Für die Donaumonarchie galt deshalb folgende Devise, um die dringend benötigten Männer für den Kriegsdienst wieder einsatzfähig zu machen:

»Im dritten Kriegsjahr wurden »Kriegsneurotiker« nicht mehr als dauerhaft verletzt eingestuft und mit einer Invalidenrente aus dem Kriegsdienst ausgeschieden, sondern als hysterische Männer mit »schwachem Willen« angesehen, die prinzipiell wieder dienstfähig werden konnten.«

(Hofer 2006, S. 313)

Offiziere erhielten eine privilegierte Behandlung im Vergleich zu einfachen Mannschaftssoldaten. Schneider, der unter der »nervenzerrüttenden Beschäftigung« im Krieg litt, konnte sich vier Wochen krankschreiben lassen und in der Heimat fand er »bald vollständige Erholung« (Schneider 2003, S. 435–436). Infanterieoffizier Kreis-

ler, der im September 1914 verwundet wurde und nach seiner Genesung aufgrund einer »chronischen Neurasthenie« eine Einstufung als kriegsuntauglich erhielt, wurde aus der Armee komplett entlassen (Kreisler 2015, S. 23). Offiziere erhielten größtenteils nicht nur eine »sanftere« Behandlung, selbst ihre Symptome wurden von den Ärzten anders bezeichnet. Die Neurasthenie oder die Erschöpfungszustände wurden deshalb nicht zufälligerweise bei ihnen am häufigsten diagnostiziert (Lerner 1996, S. 106).

Die leichteren Fälle von nervenerkrankten Soldaten wurden zumeist mit viel Bettruhe, Diäten, Bädern und Beruhigungsmitteln erfolgreich geheilt (Biwald 2002, S. 583). Für die härteren Fälle wurde die »disziplinäre Heilmethode« angewandt, die mit Zwang, Einschüchterung oder Abschreckung arbeitete (Malleier 1996, S. 155). Dabei entwickelten die Ärzte bisweilen an die Folter grenzende Praktiken.

Der deutsche Arzt Fritz Kaufmann (1875–1941) entwickelte eine der bekanntesten und brutalsten Methoden, bald als Kaufmann'sche oder Kaufmann-Methode bekannt. In einer Verbindung von verbalen Suggestionen und elektrischen Stößen sollte die Heilung des Patienten in nur einer einzigen, manchmal stundenlangen Sitzung erzwungen werden (Malleier 1996, S. 156). Die Idee hinter dieser Methode war es, die verbrauchten Nervenenergien der Soldaten mithilfe von Stromstößen wieder aufzuladen (Hofer 2004, S. 384).

In Österreich-Ungarn übernahm die Wiener psychiatrische Klinik von Julius Wagner-Jauregg (1857–1940) enthusiastisch diese Methode für diejenigen Soldaten, die auch nach den gemäßigten Heilmethoden noch keine Verbesserung ihres Zustandes aufwiesen. In der Habsburgermonarchie wurde diese Methode, im Vergleich etwa zu Deutschland, in größerem Ausmaß angewandt (Michl/Plamper 2009, S. 245).

Die noch junge Disziplin der Psychoanalyse und ihre Vertreter widmeten sich ebenso den Kriegsneurosen. Mithilfe einer »hypnotischen Suggestivbehandlung« berichteten Ärzte von deren großen Heilungschancen unter Kriegshysterikern (Schüller 1919, S. 977). Ernst Simmel (1882–1947), der ab 1916 ein Lazarett für Kriegsneurotiker in Posen leitete, meldete die erfolgreiche Behandlung von Kriegsneurosen durch die psychoanalytische Methode (Malleier 1996, S. 156). Für Simmel und andere Psychoanalytiker waren Kriegsneurosen eindeutig das Produkt eines im Krieg erlebten psychischen Traumas, das mithilfe von Traumdeutung und Hypnose fast vollkommen heilbar war (Schüller 1919, S. 977).

Die große Masse der Soldaten hatte jedoch nicht die Möglichkeit, sich von den Strapazen und nervlichen Anstrengungen des Krieges durch Urlaub oder Krankheit zu erholen und griffen deshalb zu anderen verfügbaren Mitteln. Erhöhter Alkohol- und Tabakkonsum waren im Krieg die grundsätzlichen Mittel, die eigenen Ängste abzumildern und die Nerven zu beruhigen. Tatsächlich gibt es zahlreiche Aufzeichnungen und Beispiele in Kriegserinnerungen und Tagebüchern, die den Konsum von Narkotika erwähnen, wie etwa bei Josef Werner, der 1918 in der Piave-

schlacht kämpfte: »Ich komme nicht mehr zu einem zusammenhängenden Schlaf – wir fassen draußen doppelte Portionen an Wein, Rum – rauchen sehr viel« (Werner 2014, S. 102). Otto Gallian, von den Erlebnissen und verstörenden Bildern an der italienischen Front derart erschüttert, konnte seine Erlebnisse nur mehr mithilfe von Nikotin- und Alkoholverzehr bewältigen: »Noch einen Kräftigungsschluck, eine Schachtel Zigaretten [...] Dann bin ich wieder draußen im Trommelfeuer« (Gallian 1934, S. 113). Die Militärührung bemühte sich absichtlich, die Todesangst und Paniken von Soldaten bewusst mit Alkohol zu betäuben (Hanisch 2005, S. 33). Selbst der Nichtraucher Pölzleitner griff im Verlaufe des Krieges zur Beruhigung seiner Nerven zum Tabak: »Aus Nervosität verpaffte ich eine Zigarette nach der anderen« (Pölzleitner 1934, S. 269).

Alkohol und Zigaretten konnten die schrecklichen Kriegserlebnisse aber nur für kurze Zeit unterdrücken. In den kritischen Momenten ließen auch die stärksten Nerven nach. So notierte Werner in seinem Tagebuch, als die Eingänge seines Beobachtungsstandes vom gegnerischen Granatfeuer zerschossen wurden und er stundenlang warten musste, bis er ausgegraben wurde, dass er zwar unverletzt blieb, aber einen »Nervenschock« hatte (Werner 2014, S. 105).

In diesem Krieg spielten die Nerven als zentrales Merkmal eines soldatischen Mannes, eine besondere Rolle. Der hysterische »Kriegszitterer«, der seinen Körper aus Angst nicht mehr unter Kontrolle hatte, bildete in den Augen des Militärs und einiger Ärzte das extreme Gegenteil eines männlichen Soldaten und löste eine »Krise der Männlichkeit« aus. Das traditionelle Verhältnis von Männlichkeit und Krieg wurde somit zerstört, da in diesem modernen industrialisierten Krieg die körperlichen Kräfte eines Mannes allein nicht mehr ausreichten. Die Nervenkraft eines Soldaten wurde somit auch Teil eines neuen militärischen Männlichkeitsbildes, das um 1915 konstruiert wurde. Die Kriegspsychiatrie konzentrierte sich bei der Figur des »Nervenkriegers« deutlich auf die psychisch-mental Fähigkeiten. Dieser Kriegerstypus musste den körperlichen sowie den seelischen Belastungen des Krieges standhalten (Hofer 2006, S. 318–319). Es galt von nun an keine Angst mehr zu zeigen, denn das ließe sich mit den soldatischen Idealen von Tapferkeit und Männlichkeit nicht vereinbaren. Kriegsneurotiker hatten zudem mit dem Vorwurf zu kämpfen, Schwächlinge, Feiglinge und ganz allgemein nicht patriotisch genug zu sein, um dem Krieg standhalten zu können. Angst und Furcht zu zeigen galt zudem als unehrenhaft und zersetzend für die Moral und Disziplin (Michl/Plamper 2009, S. 241).

Fritz Kreisler erkannte das schon 1914, als er seinen Oberst beschrieb: »Das war ein echter Mann, der nicht wegen nervöser Bedenken oder übermäßiger Empfindsamkeit verzagte« (Kreisler 2015, S. 73). Kreisler bedauerte es, selbst nicht die Schrecken des Krieges so »tapfer und männlich« zu ertragen (Kreisler 2015, S. 73).

Bei den meisten Soldaten jedoch, die um einiges länger als Kreisler im Krieg waren, hielt dieses heroische Männlichkeitsbild der Kriegsrealität nicht stand. Hans Pölzer, der die vierte Isonzoschlacht miterlebte, schrieb ohne Beschönigungen von

dem grausamen Kriegsalltag und dem »nervenzerfetzende[n] Gebrüll jener zwei Jäger über mir, denen ein Granatstück die Gedärme zerrissen hatte« (Pölzer 1993, S. 15). Diesen Gräueln des Krieges ausgesetzt, fühlte Pölzer seine »Seele mürrisch werden oder – wie man sagen will – meine Nerven nachlassen« (Pölzer 1993, S. 20).

Besonders die neuen Waffen des Krieges hatten einen tiefgreifenden Effekt auf die Nerven der Soldaten. Dazu meinte stellvertretend Josef Werner: »Tag und Nacht Artilleriefeuer und leider ständige Verluste durch schwere Minen – An diese intensive Gefechtstätigkeit ist schwer die Nerven zu »gewöhnen«« (Werner 2014, S. 101). Dem ständigen Feindfeuer ausgesetzt merkte auch Pölzleitner an: »Ich bewunderte meine Leute, ihren leuchtenden Opfersinn, ihren beispiellosen Mut. Und ihre unverbrauchten Nerven!« (Pölzleitner 1934, S. 41).

Fazit

Das soldatische Männlichkeitsbild hatte sich während des Krieges stark gewandelt. Viele männliche Erwartungshaltungen an den Krieg wurden nicht erfüllt und ließ die Soldaten bis Ende des Krieges desillusioniert und resigniert zurück. Aus den Kriegserinnerungen geht hervor, dass sich die soldatischen Tugenden verändert hatten. Neue Fähigkeiten, wie die Nervenstärke im Angesicht des höllischen Artillerie- und Granatenfeuers, wurden wichtiger. Zugleich gab es auch neue Heldenbilder, wie die »Fliegerasse«, die als Vorbilder für die Soldaten konstruiert wurden. Allerdings waren einzelne heroische Leistungen oder besonderer Heldenmut für den Kriegsausgang keineswegs ausschlaggebend. Der Krieg hatte sich längst zu einer Massen- und Materialschlacht verwandelt, in der der Einzelne meist nur mehr eine Zahl auf dem Papier war. Trotz dieser zahlreichen Berichte und Zeugnisse fand in den 1930er-Jahren, befeuert durch nationalistische Bewegungen, eine zunehmende Heroisierung und Romantisierung des Krieges und ein Wiederaufleben männlich-soldatischer Werte statt und prägten zunehmend die militärische Erinnerungskultur der Nachkriegszeit.

Verwendete Literatur

- Biwald, B. (2002), *Von Helden und Krüppeln. Das österreichische-ungarische Militärsanitätswesen im Ersten Weltkrieg*, Teil 2, Wien: Öbv & Hpt.
- Blasi, W. und Tötschinger, B. (2017), *Die k.u.k. Luftfahrtruppen. Zur Geschichte von Österreich-Ungarns »Luftakrobat«*, Schleinbach: Edition Winkler-Hermaden.
- Brandauer, I. (Hg.) (2013), *»Der Krieg kennt kein Erbarmen.« Die Tagebücher des Kaiserschützen Erich Mayr (1913–1920)*, Innsbruck: Wagner.

- Davis, N. Z. (1976), ›Women's History‹, in: *Transition. The European Case, Feminist Studies* 3 (3/4), S. 83–103.
- Epkenhans, M. und Förster, S., Hagemann K. (2006), ›Einführung. Biographien und Selbstzeugnisse in der Militärgeschichte – Möglichkeiten und Grenzen‹ in: Epkenhans, M. und Förster, S., Hagemann K. (Hg.), *Militärische Erinnerungskultur. Soldaten im Spiegel von Biographien, Memoiren und Selbstzeugnissen*, Paderborn: Schöningh, S. 9–16.
- Esposito, F. (2006) »Über keinem Gipfel ist Ruh'«. Helden- und Kriegerum als Topoi medialisierter Kriegserfahrungen deutscher und italienischer Flieger« in: Kuprian, H.J.W. und Überegger, O. (Hg.), *Der Erste Weltkrieg im Alpenraum. Erfahrung, Deutung, Erinnerung*, Innsbruck: Wagner, S. 73–90.
- Gallian, O. (1934), *Monte Asolone 1918*, 3. Aufl., Graz: Leykam-Verlag.
- Gredler, H. (Hg.) (2014), *Kriegstagebuch: ein Salzburger im 1. Weltkrieg 1916–1918 von J.R. Werner*, Salzburg: Österreichischer Milizverlag.
- Gross, G.P. (2014a), ›Stahlhelm‹, in: Hirschfeld, G. und Krumeich G., Renz I., (Hg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, Paderborn: Schöningh, S. 863–864.
- Gross, G.P. (2014b), ›Tank‹ in: Hirschfeld, G. und Krumeich G., Renz I. (Hg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, Paderborn: Schöningh, S. 917–919.
- Gross, G.P. (2014c), ›Flammenwerfer‹, in: Hirschfeld, G. und Krumeich G., Renz I. (Hg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, Paderborn: Schöningh, S. 488–489.
- Habeck, M.R. (2002), ›Die Technik im Ersten Weltkrieg – von unten gesehen‹ in Winter, J. und Parker, G., Habeck, M.R. (Hg.), *Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert*, Hamburg: Hamburger Ed., S. 101–132.
- Hämmerle, C. (2005), ›Zur Relevanz des Connell'schen Konzepts hegemonialer Männlichkeit für ›Militär und Männlichkeit/en in der Habsburgermonarchie (1868–1914/1918)‹ in: Dinges, M. (Hg.), *Männer-Macht-Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute*, Frankfurt a.M.: Campus-Verlag, S. 103–121.
- Hanisch, E. (2005), *Männlichkeiten. Eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts*, Wien: Böhlau.
- Hellsberg, C. und Rathkolb, O. (Hg.) (2015), *Fritz Kreisler. Trotz des Tosens der Kanon. Frontbericht eines Virtuosen*, Wien: Braumüller.
- Hofer, H.G. (2004), *Nervenschwäche und Krieg. Modernitätskritik und Krisenbewältigung in der österreichischen Psychiatrie (1880–1920)*, Wien: Böhlau.
- Hofer, H.G. (2006), ›Was waren ›Kriegsneurosen‹? Zur Kulturgeschichte psychischer Erkrankungen im Ersten Weltkrieg‹ in: Kuprian, H.J.W. und Überegger, O. (Hg.), *Der Erste Weltkrieg im Alpenraum. Erfahrung, Deutung, Erinnerung*, Innsbruck: Wagner, S. 309–321.
- Leidinger, H. und Moritz, V. (2013), ›Nervenschlacht. ›Hysterie‹, ›Trauma‹ und ›Neurosen‹ am Beispiel der Ostfront 1914–1918‹ in: Bachinger, B. und Dornik, W. (Hg.), *Jenseits des Schützengrabens. Der Erste Weltkrieg im Osten: Erfahrung-Wahrnehmung-Kontext*, Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag, S. 157–177.

- Lerner, P. (1996), »Ein Sieg deutschen Willens«. Wille und Gemeinschaft in der deutschen Kriegspsychiatrie« in: Eckart., W.U. und Gradmann, C. (Hg.), *Die Medizin und der Erste Weltkrieg*, Innsbruck: Centaurus-Verl.-Ges., S. 85–107.
- Malleier, E. (1996), »Formen männlicher Hysterie. Die Kriegsneurosen im Ersten Weltkrieg« in: Mixa, E. et al. (Hg.), *Körper-Geschlecht-Geschichte. Historische und aktuelle Debatten in der Medizin*, Innsbruck: Studienverlag, S. 147–163.
- Marschik, M. (2002), *Heldenbilder. Kulturgeschichte der österreichischen Aviatik*, Münster: Lit-Verlag.
- Martschukat, J. und Stieglitz O. (2008), *Geschichte der Männlichkeiten*, Frankfurt a.M.: Campus-Verlag.
- Matis, H. (2014), »Wirtschaft, Technik und Rüstung als kriegsentscheidende Faktoren«, in: Matis, H., Mikoletzky J. und Reiter W. (Hg.), *Wirtschaft, Technik und das Militär 1914–1918: Österreich-Ungarn im Ersten Weltkrieg*, Wien: Lit-Verlag, S. 11–50.
- Mertelseder, B. und Wisthaler, S. (2005), »Soldat und Offizier in ihren Erinnerungen. Methodische Überlegungen zu österreichischen Kriegstagebüchern«, in: Mazohl-Wallnig, B., Kuprian H., Barth-Scalmani, G. (Hg.), *Ein Krieg – zwei Schützengräben. Österreich – Italien und der Erste Weltkrieg in den Dolomiten 1915–1918*, Bozen: Athesia, S. 63–86.
- Michl, S. und Plamper, J. (2009), »Soldatische Angst im Ersten Weltkrieg. Die Karriere eines Gefühls in der Kriegspsychiatrie Deutschlands, Frankreichs und Russlands«, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 35 (2), S. 209–248.
- Mommsen, W.J. (2002), *Der große Krieg und die Historiker. Neue Wege der Geschichtsschreibung über den Ersten Weltkrieg*, Essen: Klartext-Verlag.
- Müller, R.D. (2014), »Gaskrieg«, in: Hirschfeld, G., Krumeich G., Renz I. (Hg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, Paderborn: Schöningh, S. 519–522.
- Pölzer, H. (1993), *Drei Tage am Isonzo*, Salzburg: Österreichischer Milizverlag.
- Pölzleitner, J. (1934), *Berge wurden Burgen. Erzählungen eines Frontkämpfers*, Salzburg: Selbstverlag.
- Radkau, J. (1998), *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*, München: Carl Hanser Verlag.
- Resch, A. (2014), »Flugzeuge der österreichische-ungarischen Luftfahrtruppe. Eine junge Technologie im Kriegseinsatz«, in: Matis, H., Mikoletzky J., Reiter W. (Hg.), *Wirtschaft, Technik und das Militär 1914–1918: Österreich-Ungarn im Ersten Weltkrieg*, Wien: Lit-Verlag, S. 73–95.
- Révész, T. (2014), »Pioniere der Luftfahrt in Uniform«, in: Matis, H., Mikoletzky J., Reiter W. (Hg.), *Wirtschaft, Technik und das Militär 1914–1918: Österreich-Ungarn im Ersten Weltkrieg*, Wien: Lit-Verlag, S. 97–118.
- Sapper, M. (2008), »Den Krieg überwinden. Jan Bloch: Unternehmer, Publizist, Pazifist«, in: *Osteuropa*, 58 (8–10), S. 303–311.
- Schiffinger, M. (Hg.) (2015), *Das Kriegstagebuch des Josef Wegl. Ein Niederösterreicher an der Dolomitenfront 1915/16*, Salzburg: Österreichischer Milizverlag.

- Schilling, R. (2002), »Kriegshelden«. *Deutungsmuster heroischer Männlichkeit in Deutschland 1813–1945*, Paderborn: Schöningh.
- Schneider, C. (2003) *Die Kriegserinnerungen 1914–1919*, Hg. v. Dohle, O., Wien: Böhlau.
- Schüler-Springorum, S. (2002), »Vom Fliegen und Töten. Militärische Männlichkeit in der deutschen Fliegerliteratur 1914–1939«, in: Hageman, K. und Schüler-Springorum, S. (Hg.), *Heimat-Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege*, Frankfurt a.M.: Campus-Verlag, S. 208–233.
- Schüller, A. (1919), »Zur Behandlung der Kriegsneurosen«, in: *Wiener Medizinische Wochenschrift*, 69 (20), S. 973–979.
- Storz, D. (2014), »Artillerie«, in: Hirschfeld, G., Krumeich G., Renz I., (Hg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, Paderborn: Schöningh, S. 344–349.
- Ulrich, B. (1992), »Nerven und Krieg. Skizzierung einer Beziehung«, in: Loewenstein, B. (Hg.), *Geschichte und Psychologie. Annäherungsversuche*, Pfaffenweiler: Centaurus-Verl.-Ges., S. 163–192.